

Norbert Loackers Roman «Die Vertreibung der Dämonen»

## Utopie von Dante und Beatrice (ca. 1260–1984)

Wir leben seit langem im Zeitalter der negativen Utopien. Offenbar hatten die Autoren der Antike, des Humanismus und der Aufklärung es leichter, Idealstaaten zu entwerfen, auf die hin sich die realen Staaten vielleicht einmal zubewegen würden.

Es muss am Zeitalter liegen. Wir haben gesehen, was ein totalitärer Staats-Idealismus anzurichten vermag. Wir können uns kaum mehr vorstellen, dass utopische Staatsvisionen einst menschenfreundlich gemeint waren. Wir leben 1984, sind uns der gehabten und vielleicht noch kommenden kollektiven Katastrophen und Verhängnisse des 20. Jahrhunderts bewusst. Wir lesen sogar ein Buch mit dem Titel «1984» und diskutieren endlos darüber.

Inzwischen legt er in Zürich als Mittelschullehrer lebende Österreicher Norbert Loacker (geb. 1939) seinen zweiten utopischen Roman vor, unter dem allerdings hoffnungsvollen Titel «Die Vertreibung der Dämonen». Mit dem ersten, «Aipot» (1980), hatte er bereits Aufsehen erregt. Schon dort war das Motiv entschlossenen Widerstandes gegen totalitären Terror aufgetaucht. Jetzt wird es wie-

der aufgegriffen und voller instrumentiert.

Loacker verfährt eigenartig: Er verlegt die wiederum (zunächst) negative Utopie nach rückwärts, in das Florenz Dantes und Beatrices. So heissen auch die Haupt-

Norbert Loacker, «Die Vertreibung der Dämonen». Roman, Carl Hanser Verlag München 1984, 250 Seiten, 31.30 Fr.

figuren des Romans, der aus der Perspektive der Beatrice Bardi erzählt wird. Sie ist von einer tödlichen Krankheit befallen. Das macht sie helllichtig und hellhörig. Übrigens heisst Florenz nicht Florenz, sondern einfach «Città». Denn Loacker geht es nicht um eine Baedeker-Darstellung. Die verallgemeinernde Nomenklatur bezieht sich auf beliebige Stadt- und Staatsgebilde; der Autor zielt aus der historischen Distanz im Verfremdungseffekt auf unsere Gegenwart und Zukunft.

Besonders eindrucksvoll wie der obrigkeitliche Terror hier auf leisen Sohlen daherkommt; man ist versucht, wieder einmal den Begriff der «repressiven Tole-

ranz» zu verwenden. Die allgegenwärtigen Kontrolleure sind «Menschen wie du und ich». Sie foltern wirklich nur, wenn der Widerstand auf keine andere Weise mehr zu ersticken ist. Die Verinnerlichung des totalitären Prinzips ist auch schon so weit fortgeschritten, dass es nur noch kleiner und kleinster Anstösse bedarf, um die Staatsmaschinerie via ihre willigen Bürger nahezu pannenlos funktionieren zu lassen. Alle wollen ja nur das Beste. Auch Beatrices staatlich zugeteilte «Krankenschwester» Pietra scheint recht gutmütig. Der alte Ehemann Beatrices, eben Bardi, ist ein ganz netter, systemstützender Bankier.

Ein allgemeiner Konsens zum Ersticken, eine durchgehend sanfte Normierung zum Verzweifeln, ein Staat wie eine riesige Gummizelle: weich, elastisch, unangreifbar, zäh, allgegenwärtig.

Es ist die Krankheit, wie gesagt, und es wird vor allem die Liebe zu dem Intellektuellen, Dichter und Widerständler Dante Alighieri, die Beatrice wach und erkenntnisfähig machen. Auf staatlich bewilligten Spaziergängen – Beatrice ist ja ohnehin aktenkundig dem Tode geweiht – wird ihr klar, wo und wie sie lebt. Sie wird sie selbst. Damit hat der Widerstand schon begonnen. Sie betreibt sogar eine Art «Ästhetik des Widerstands», indem sie ihre Träume, Visionen und alte Geschichten sich und anderen neu erzählt, mit (positiver) Utopie auflädt. Es ist ein Erzählen ums Leben, ein Erzählen wie das Schreien des Kindes im Walde.

Am Ende schliesst Beatrice sich einer Untergrundbewegung an, der Dante längst angehört. Die Aufständischen bereiten den Ausbruch vor – allerdings unter dem Motto «Welchen Sinn hätte es für uns, den Ausbruch aus dieser Stadt zu versuchen, wenn es keinen Sinn hätte, in diese Stadt zurückzukehren?» Die todgeweihte Beatrice wird (das nicht mehr erleben. Doch sie wird wie beim «richtigen» Dante als Idealbild gegenwärtig bleiben.

Man sollte bei der Lektüre dieses sorgfältig durchkomponierten Buches einen Stadtplan von Florenz vor sich haben, sich die wichtigsten Orte und Gebäude vor Augen halten. Für Beatrice gewinnen sie ebenso reale wie symbolische Bedeutung: Der von dem Maler Giotto entworfene Campanile des Domes zum Beispiel, der «weisse Turm», wird der kranken Liebenden zum «guten Turm», zum Turm der Hoffnung, im Gegensatz zu den damals (1260) über 250 Geschlechtertürmen in Florenz, Zeichen der Erstarrung. Ponte Vecchio, das Baptisterium des San Giovanni – der Täufer ist auch eine Hoffungsfigur für das Kommende – das alles



Norbert Loacker. (Bild Isolde Ohlbaum)

wird lebendig, ebenso wie die Dante-Assoziationen auf Schritt und Tritt. Zudem bezieht sich der Buchtitel auf ein Gemälde Giottos, das sich ebenfalls «Die Vertreibung der Dämonen» nennt. Natürlich ist auch Dantes «Inferno» präsent – ein Buchkapitel heisst so –, aber statt grauenhaft detaillierter Höllenqualen handelt es sich jetzt eben «nur noch» um den qualvollen Alltag entindividualisierender Normerfüllung.

Dante, Giotto, alte und neue positive und negative Utopien – diese Assoziationen und Bezüge erdrücken den Text nicht etwa, sondern bereichern ihn. Manchmal musste ich auch an Camus' «Pest» denken. Die Verheerungen der Seuche hat der Franzose zwingender beschrieben als den (vorübergehenden) Sieg über sie. Auch in Loackers janusköpfiger Utopie bleibt die negative Seite die eindrücklichere. In unserem Jahrhundert verdunkelt sich das «Prinzip Hoffnung» schon gelegentlich. Loacker hat den schwachen Schimmer aufgefangen als Erzähler, so gut er konnte.

Übrigens, was für ein Erzähler! Seine Romanarchitektur ist renaissancehaft klar, ein dynamisch ausgewogener Erzählpalazzo in sechs Teilen, der Stil bildkräftig und konzis – mit hier und da weit schwingenden lyrisch-melodischen Bögen über dem episch sicher gefügten Fundament. Einmal sagt Beatrice verträumt-treffend: «In jedem von uns liegt ein fahrbares Boot. Man muss nur die Ketten lösen.»

Heiko Strech

Die Glosse

## Darwin, die Literatur und die Kritiker

Da gibt es zum Bücherherbst 1984 ein Büchlein des Residenz Verlags mit dem Titel: «Was Kritiker gerne lesen». Und in dem Wörtchen «lesen» ist das «e» durchgestrichen und durch ein darübergeschriebenes «ä» ersetzt, und es heisst: «Was Kritiker gerne läsen». Wir haben verstanden.

Ein Beitrag in dem Bändchen stammt vom Karl Corino. Der hat es wahrlich schwer auf seinem, auf «meinem öffentlich-rechtlichen Redaktionstuhl». Corino ist Redaktor in der Literaturredaktion des Hessischen Rundfunks. Aber das bleibt unter uns, ja?

«Ein Kritiker lebt heute in fortwährender Gefahr, von den Bücherbergen erschlagen zu werden, die sich rings um ihn häufen.» Als hätte der gute Mann nichts anderes zu tun als zu lesen, zu kritisieren, schliesslich hat er auch «zu redigieren, Honorare anzuweisen, Briefe zu beantworten, in Konferenzen zu hocken – von anderen Notwendigkeiten des Alltags zu schweigen.» Davon macht sich ein Bücherberge produzierender Autor ja gar keine Vorstellung!

Wo aber nun liegt der Hund begraben? «Und dennoch schreiben die Autoren weiter, als gälte es, den Teufel blind zu machen.» Dennoch. «Als hätten sie jeden Tag eine Offenbarung. ... Als schrieben sie sich nicht fortgesetzt selbst ab.» Diese Plagiatoren. «Wie sonst wäre es ihnen möglich, jedes Jahr ein Buch zu veröffentlichen oder, Gott bewahre, zwei, drei?»

Gott bewahre. Jedes Jahr ein Buch. Karl Corino ist – habe ich es erwähnt? – auch Schriftsteller und hat in mühevoller Freizeitarbeit abseits seines öffentlich-rechtlichen Bürostuhls 1981 einen Gedichtband zusammengestellt. Doch dies nur am Rande.

«Einkommen und Ansehen eines Autors korrelieren auf eine nicht zu übersehende Weise mit seinem Ausstoss.» Korrelierender Ausstoss. Und nicht einmal übersehen lässt er sich. Richtig barbarisch scheint es abseits der rechtstausend Mark teuren Rundfunksessel zuzugehen.

Corino wünscht sich eine Kultur des vitalen Mangels, «Verdichtung heisst die Maxime». Da scheint mir jemand ein wenig zu resignieren? Der Literaturbetrieb mit seiner Inflation bohler Superlative ist

Christoph Bauers «Europäisches Totenbuch»

## Die Schwierigkeiten, ein Wilder zu sein

«es war nicht leicht, in jenem quartier ein wilder zu sein», heisst es in einer der rund 200 Skizzen oder Momentaufnahmen, die in Christoph Bauers neuester Veröffentlichung «Europäisches Totenbuch» versammelt sind. Blutrot prangt der Titel auf dem kleinformatigen Bändchen, das in schwarzes Kunstleder eingebunden ist. Von aussen betrachtet: hübsch. Innen schon etwas weniger. Die Photographie am Anfang zeigt einen fri-

mit aktenkofferchen, krawatte und anzug» sowie darauf, «ein kleiner sauhund zu sein».

Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, ist in diesen biederwilligen Textchen alles so voraussehbar und ohne überraschende Momente, und diese Eindimensionalität und Eintönigkeit ziehen Langeweile nach sich. Immer ist es so, dass, wenn nicht gerade siebenköpfige Kinder auf die Welt kommen, der Frischgeborene zumindest «der mutter die brüste leersaugt». Brutal, brutal! Das ist nun jedoch lediglich die Umkehrung des strahlenden Kitsch-Baby Bildes mit glücklicher Mutter, welches die Windelhersteller in der Werbung pflegen. Auch der folgende Umkehrkitsch lässt sich ohne weiteres in den üblichen Kitsch rückübersetzen: «es war ein grauenhaftes verbrechen gewesen, sie auf die welt zu stellen». Das heisst dann vielleicht: «Wie war sie dem Herrgott über alle Massen dankbar, dass Er ihr so liebe, verständnisvolle Eltern bescheret hatte».

Kraftmeierisch statt kraftvoll

So überrascht es auch nicht, dass der

Christoph Bauer, «Europäisches Totenbuch», eco-Verlag, Zürich 1984, 205 Seiten, 24.80 Fr.

schen Selbstmörder, dem das Blut noch an den Schläfen klebt, so dass auch der Bauer-unerfahrene Leser sofort weiss, worauf er sich bei dieser Lektüre einzustellen hat. Alle Skizzen – keine ist länger als eine Seite – laufen in diese ominösen drei Pünktchen aus. Das scheint mir ein symptomatischer Manierismus zu sein. Achtung, nachdenken! soll das wohl heissen. Oder: jetzt schockiert innehalten, dummer Leser!